

Mark Häberlein; Alexander Keese: *Sprachgrenzen – Sprachkontakte – kulturelle Vermittler. Kommunikation zwischen Europäern und Außereuropäern (16.–20. Jahrhundert)*, Franz Steiner Verlag Wiesbaden 2010, 421 S., ISBN 978-3-515-09779-6.

Der Sammelband enthält Referate, die ergänzt um zwei weitere Texte auf einer Jahrestagung der Gesellschaft für Übersee Geschichte (GÜSG) in Bamberg gehalten wurden. Die Veröffentlichung wurde sorgfältig gestaltet und mit einem Personen- und Ortsregister ausgestattet. Leider fehlt ein kommentiertes Register der Autorinnen und Autoren.

In einem ersten Teil werden in fünf Beiträgen die frühen Leistungen von Missionaren als Linguisten und kulturelle Vermittler gewürdigt. In den Texten von Renate Dürr und Michael Müller geht es um Wörterbücher, Grammatiken und ethno-linguistische Werke südamerikanischer Völker. Sie entstanden aus langjähriger Arbeit Einzelner und sind aufgrund der Fülle von Informationen zum Teil bis heute Grundlagenwerke über die betreffenden Ureinwohner. Susanne Lachenicht beschäftigt sich mit der Sprachpolitik der Jesuiten und anderer Missionsorden in der Nouvelle France und macht deutlich wie die Übernahme und Wertschätzung amerindianischer Sprachen – trotz der anders gerichteten französischen Kolonialpolitik – dazu beitrug, dass sich in Kanada bis heute eine besondere Form der Multikulturalität ausprägte. Eine Stärkung der ethnisch-kulturellen Autonomie und Identität weist Mark Meuwese auch für jene unterschiedlichen Volksgruppen nach, die von den Missionsbemühungen protestantischer Niederländer im 17. und 18. Jahrhundert in so weit voneinander entfernten Regionen wie dem heutigen Taiwan und Brasilien erreicht wurden. Neben der stärkeren Partizipation an der kolonialen Marktwirtschaft bedeutete dies in den lokalen Auseinandersetzungen aber auch ein Eingebundensein in Allianzen mit den Niederländern. Einen Sonderfall stellt die Arbeit von Missionaren im persischen Safavidenreich des 17. Jahrhunderts dar. Ihre Ausrichtung auf das Gelehrtenmilieu und die Verpflichtung zu zahlreichen diplomatischen Missionen am Hof führten zu vielfältigen Anpassungs- und Vermittlungsleistungen und zur Vernachlässigung der Missionsaufgabe.

In dem zweiten Teil, der mit „Vielfalt kultureller Vermittler“ überschrieben ist, kommt dem Vortrag von Mark Häberlein aus Bamberg eine orientierende Bedeutung zu. Häberlein präsentiert Interaktions-, Austausch- und Transferprozesse zwischen dem

16. und 18. Jahrhundert an Fallbeispielen verschiedener Männer und Frauen und spricht von ihnen als *cultural brokers*. Über die Angaben zu ihrer Herkunft hinaus hebt er für ihre Aktivitäten vier Markierungspunkte hervor. *Sprach- und Schriftbeherrschung*: Neben der Anpassung an Verhaltensweisen und Denkformen der aufeinander treffenden Kulturen mussten sie der betreffenden Sprachen sowohl mündlich wie schriftlich mächtig sein. *Sexualität*: Für die mehrheitlich männlichen Europäer in Übersee waren Frauen – teilweise in durch Heiraten formalisierten sexuellen Beziehungen – wichtige interkulturelle Vermittlerinnen. *Ethnizität*: Kulturelle Vermittler verstanden es, Kleidung, Schmuck und Körperbemalungen situativ zu wechseln und an internen Zeremonien verschiedener Referenzgruppen teilzunehmen. Durch ihre besonderen Kenntnisse, die nicht selten mit magischen Praktiken und Einschüchterungstaktiken gepaart waren, erlangten sie zudem nicht selten Einfluss und Macht und zum Teil ansehnlichen Wohlstand.

Diese Referenzpunkte finden sich *mutatis mutandis* auch bei anderen Autoren dieses zweiten Teils (Miorita Ulrich, Felix Hinz, Beatrix Heintze und Andreas Weber); lokal bewegen sie sich jedoch in sehr verschiedenen Regionen wie Magellans Südsee, dem spanischen Amerika, dem lusophonen Süden Afrikas und dem zentraljavanischen Surakarta. Der Aktionsbereich („*middle ground*“) kultureller Vermittler erscheint überall geprägt von konkurrierenden Loyalitätsforderungen, was diese Personen immer wieder in den Verdacht brachte, ihre Kompetenz für eigene Zwecke zu missbrauchen. Europäer verschwiegen in ihren Berichten nach Hause zudem oftmals die Dienste dieser Vermittler, so dass wir von ihnen nicht nur als Gestaltern, sondern auch als Opfern interkultureller Kommunikation sprechen müssen.

Der dritte Teil des Buches beinhaltet Vorträge zum Verhältnis von Kolonialherrschaft und Sprachenpolitik im 19. und 20. Jahrhundert sowie einen Beitrag zur sich formierenden Sprachwissenschaft. Armin Owzar verdeutlicht, wie sich im heutigen Tansania unter der Sprachpolitik der deutschen Kolonialmacht das Suaheli ausbreitete, so dass dieser Nation bei Erlangung der Unabhängigkeit eine nichteuropäische Sprache als einigende Kraft zur Verfügung stand. Auf Ceylon und in den Malaiischen Staaten trug die Ausbreitung des Englischen – wie Almut Steinbach zeigt – weniger zur Verbesserung der Situation der kolonialen Bevölkerung als zur Ausbildung neuer gesellschaftlicher und politischer Hierarchien und damit verbundener

Konflikte bei. Im russischen Zarenreich und der Sowjetunion entstand erst langsam ein Verständnis von Sprache, das auch die Identität anderer eurasischer Völker mit einschloss (Dmitry Shlapentokh). Markus Messling erläutert, wie französische Sprachwissenschaftler schon früh bestimmte Annahmen über orientalische bzw. asiatische Bevölkerungen als „essentialistische“ Projektionen dekouvierten. Wilhelm von Humboldt hingegen war schon früh bemüht, im Blick auf die verwendeten Schriftenformen „neue Beschreibungs- und Darstellungslösungen“ zu finden. In diesem Zusammenhang steht auch das ehemalige Berliner Seminar für Orientalische Sprachen, das Jürgen G. Nagel vorstellt.

In der abschließenden vierten Sektion beschäftigen sich die Autorinnen (Maria Johanna Schouten, Michaela Schmözl-Häberlein, Swintha Danielsen, Katja Hannß) mit dem Wandel und Verfall bzw. dem Aufgesaugt- bzw. Zurückgedrängt-Werden von so genannten Kontakt- und Verkehrssprachen. Neben der Selbstbehauptungskraft der Mayasprache Kekchi in der Region des heutigen Guatemala kommt für Südostasien dabei der bleibende Einfluss des Malaiischen in den Blick, der durch das Portugiesische nur zeitweise zurückgedrängt werden konnte.

Leider wurde in keinem der Vorträge der Aspekt diplomatischer Missionen aus dem afrikanischen oder amerindianischen Raum nach Europa näher thematisiert. Auch die Unterscheidung zwischen Europäern und *Außereuropäern* erscheint sprachlich noch deutlich verbesserungsfähig. Alles in allem aber ein wertvoller Band, bei dem sich für interessierte Leserinnen und Leser auch die private Anschaffung durchaus lohnt.

Neuendettelsau

Dieter Becker

Morten Kansteiner, *Die Sagbarkeit der Heldin.*

*Jeanne d'Arc in Quellen des 15. und Filmen des 20. Jahrhunderts* (Beiträge zur Geschichtskultur, 36), Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2011, 406 S., ISBN-13: 978-34122-0798-4.

Die 2009 von der Fakultät Kulturwissenschaften der Technischen Universität Dortmund angenommene Dissertation behandelt die Rezeption einer der zentralen und zugleich ungewöhnlichsten Gestalten der französischen Geschichte. Der Autor stellt dabei die Frage „Wie ist zu erklären, dass sich eine Figur über Jahrhunderte gegen mächtige Konventionen durchsetzen kann?“ (14).

Die französische Nationalheldin, die wegen Ketzerei 1431 hingerichtet, aber bereits 1456 rehabilitiert wurde, fasziniert seit fast

600 Jahren Literaten, Künstler und schließlich auch Wissenschaftler so, dass eine nahezu unüberschaubare Menge an Arbeiten und Reflexionen darüber entstanden ist, die selbst die jüngsten Medien einschließt (s. z. B. Stephanie Himmel, Von der „bonne Lorraine“ zum globalen „magical girl“. Die medialen Inszenierungen des Jeanne d'Arc-Mythos in populären Erinnerungskulturen, Göttingen 2007). Gerade das filmische Bild Jeannes erfuhr unter dem Blickwinkel der Erforschung der Mittelalterrezeption seit den 1990er Jahren ein vielfältiges wissenschaftliches Interesse, so dass Kansteiner auf eine Fülle monographischer Arbeiten zurückgreifen konnte, die sich vielfach schon vor dem Hintergrund der Gender Studies mit der Figur der Jeanne d'Arc beschäftigten. Grundlegend waren die Studien von Robin Blaetz, die größtenteils 2001 in ihre Veröffentlichung „Visions of the Maid: Joan of Arc in American Film and Culture“ (University of Virginia Press) mündete; ein wichtiger Beitrag war u. a. Ellen Ecker Dolgins Untersuchung zum Image Jeanne d'Arcs im frühen 20. Jahrhundert (Modernizing Joan of Arc. Conceptions, Costumes and Canonization, Jefferson, NC und London 2008). Gender ist auch einer der Parameter für Kansteiners Arbeit (25–34). Dabei versucht er, angeregt von Achim Landwehrs „Geschichte des Sagbaren“ die verschiedenen Darstellungen der aktiven Heldin als Teil eines Diskurses im Foucaultschen Sinn zu beleuchten (23). Er greift damit auf Ansatz zurück, wie ihn allgemein u. a. schon Judith Butler vertreten hat (31–32). Entsprechend „theorieelastig“ stellt sich die Untersuchung insbesondere in den ersten 60 Seiten dar. Schließlich muss der Autor begründen, warum er so unterschiedliche Narrationsformen sowie Textgattungen, wie es die zeitgenössischen Quellen – insbesondere die Protokolle der Gerichtsverhandlung, die zu Jeannes Verurteilung führten, – die Filme und deren Kritik sind, nach dem gleichen diskursanalytischen Modell untersucht. Dabei gliedert er das Material in die Kategorien „Referential“, „Assoziiertes Feld“, „Subjektivposition“ und „Strategie“. Er behandelt darin den Kontext, die Konnotationen, die Merkmale bzw. Bestandteile der jeweiligen Erzählung über Jeanne d'Arc sowie die Absichten, die hinter jeder Aussage stehen (vgl. 23 f.).

In dem der zeitgenössischen Rede über Jeanne d'Arc gewidmeten Kapitel beschreibt Kansteiner die Heiligenverehrung des Spätmittelalters als „Ort der Sagbarkeit“ der Heldin (69–75). Er differenziert verschiedene Modelle von weiblicher „Heiligkeit“ wie die Märtyrerin, die Mystikerin und die Prophetin, in denen Jungfräulichkeit, Vision, Askese, Wundertätig-